



Ralf **Die Nacht unterm**
Rothmann Roman **Schnee**

Suhrkamp



suhrkamp taschenbuch 5367

Winter 1945: Verwundet liegt die sechzehnjährige Elisabeth, ein Landarbeiterkind, in einem Bunker unter der Erde und wird von einem russischen Deserteur gepflegt. Durch das Ofenloch hört sie Schritte im Schnee, und fiebernd stellt sie sich vor, dass dort oben nicht nur alle, die sie kennt und mag, ihre Eltern und Brüder, die Oma aus Danzig, sondern auch ihr künftiger Mann und die ungeborenen Kinder nach ihr suchen und sich über die Trümmer entfernen, ohne zu ahnen, dass sie darunter liegt. Und plötzlich denkt die Vergewaltigte, dass es gut so ist, dass sie nie mehr hinaufwill zu ihnen, zu allem, und für immer in dieser Nacht, diesem Frieden unter dem Schnee bleiben möchte. – Aber sie muss ihr Leben zu Ende leben.

In einem atemberaubend geschriebenen Panorama der frühen Nachkriegsjahre zeichnet Ralf Rothmann das Portrait einer Frau, der stets die Angst im Weg steht, während ihr das Durchlittene jedes Gefühl dafür nimmt, welches Leid sie anderen zufügt; einer lebenslang hart arbeitenden Frau und Mutter, die von einem Rummel zum anderen tanzt, um nicht mehr zur Besinnung zu kommen, und vor der man sich doch verneigen muss: weil sich in ihrer Verzweiflung der Wille zur Liebe ausdrückt.

»Rothmann zeigt, wie wagemutiges poetisches Erzählen der geschichtlichen Wahrheit nahe kommt.«

Hilmar Klute, Süddeutsche Zeitung

Ralf Rothmann, geboren 1953 in Schleswig, aufgewachsen im Ruhrgebiet, lebt seit 1976 in Berlin. Sein Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. mit dem Thomas-Mann-Preis 2023. Zuletzt erschienen: *Theorie des Regens*. Notizen (2023), *Hotel der Schlaflosen*. Erzählungen (2020), *Der Gott jenes Sommers*. Roman (2018), *Im Frühling sterben*. Roman (2015).

Ralf Rothmann
Die Nacht unterm Schnee
Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2023
suhrkamp taschenbuch 5367
© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung und Foto:
Hermann Michels und Regina Göllner
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47367-2

www.suhrkamp.de

Eine fremde Seele, das ist ein dichter Wald.

Anton Tschechow

Im Winter vor dem Ende des letzten Krieges verschob sich die Front fast jeden Tag, und da es kaum mehr Schutz für die Ausgebombten in der Region um Danzig gab, wurden sie über Ohra und Preußisch-Stargard Richtung Westen gefahren, nachts. Die Großmutter, die Mutter und die jüngeren Brüder mussten sich zusammen mit den Nachbarn auf die überdachte Ladefläche des alten Opel Blitz zwängen. Aber die Tochter, die fieberte, durfte im Führerhaus zwischen den Volkssturmmännern sitzen, zwei schweigsamen Alten, die nach »Jacutin« rochen, einer Tinktur gegen Läuse. Verstohlen schob sie sich die schwarzen Zöpfe unter den Mützenrand. Draußen auf dem Kotflügel hockte ein jüngerer Behelmer und rief dem Fahrer, der wegen der Nachtjäger ganz ohne Licht auskommen musste, Anweisungen durch den Fensterschlitz zu: »Rechts einschlagen! Halt! Scharfe Kurve links! Achtung, Schlagloch!« Es ging nur im Schrittempo voran, und trotz des gurgelnden Holzvergasers konnte man das Schießen irgendwo in der Ferne hören. Aber sie hatte keine Angst; sie war nur froh, nicht mehr in dem feuchtkalten Schulkeller liegen zu müssen. Zwischen den Männern in ihren dicken Mänteln war es behaglich warm, und einmal reichte der Fahrer der »Lütten«, wie er sie nannte, obwohl sie fast siebzehn war, seine Teeflasche und teilte ein Stück Dauerwurst mit

ihr. Kümmel war darin, und sie drehte den Kopf, als sie kurz darauf den Ellbogen des anderen in der Seite fühlte. Er trug einen Verband auf dem Ohr, und ein rötlicher Schein glitt über seine Brillengläser, während er sagte: »Kiek da rüber, Kindchen, ist fürs Leben.«

Schnee fiel, wenig nur, und sie blickte an ihm vorbei zum Horizont, auf die Ebene zwischen den Waldsäumen. Wie ein Kartoffelfeuer im Frieden sah es aus, ein Glutberg auf dem Acker; doch waren hier und da schiefe Giebel, schwarze Dachgerippe und verkohlte Masten zu erkennen, und dass dort Danzig brannte, mochte sie erst glauben, als sie den Turm der evangelischen Marienkirche erkannte. Gewaltig ragte er aus dem Rauch in die Nacht, und weil der flackernde, vom Wind immer wieder bis zur Weißglut angefachte Feuerschein sich in der Mottlau spiegelte, dachte sie momentlang, auch das Wasser würde brennen.

Nun fiel ihr der Traum vom letzten Abend ein, der Rappen mit den gläsernen, bei jedem Schritt splitternden Hufen: Die entfernt explodierten Bomben also waren der Grund für die Erschütterungen im Keller der Dorfschule gewesen, und womöglich hatte sie große Augen gemacht oder gar gezittert; jedenfalls sagte der Mann in beruhigendem Ton: »Nu, nu, keine Angst, min Küken. Das brennt weit weg, und wo du hinkommst, ist es sicher. Ein schönes Haus, und Milch und Eier satt. Ein Schloss ist das, wirst sehen. Da findest du deinen Märchenprinzen!«

Der Fahrer lachte heiser, und sie sagte nichts, schüttelte nur den Kopf. Nach all den Trümmern der letzten Zeit glaubte sie natürlich nicht an ein Schloss; wahrschein-

lich wollten die Männer sie beruhigen. Das einzige, das sie bisher gesehen hatte, der Artushof in Danzig, war mittlerweile nur noch eine rußige Fassade, hinter der man sich alle möglichen Gespenster vorstellen konnte, aber keinen Märchenprinzen. Trotzdem beruhigte sie dieses Flunkern, und als ihre Mutter durch die Rückwand der Kabine nach ihr rief und fragte, ob es ihr gut gehe, schloss sie die Augen und murmelte: »Ja, mir geht's gut.« Und dann nickte sie ein. Bald, hatte Onkel Emil gesagt, ganz bald sei der Krieg vorbei.

Der Wind pfiff durch den Fensterschlitz, und es roch nach Tabak und Schnaps in dem Führerhaus, als sie wenig später erwachte, weil sie etwas auf dem Knie fühlte, die Hand des Bebrillten. Sie ruckte herum in der Enge, um ihm anzudeuten, dass ihr das lästig war, doch er ignorierte es, und so griff sie danach und erschrak. Es war eine lederbezogene Bakelit-Prothese, wie auch ihr Lehrer seit der Schlacht bei Charkow eine trug, und verstohlen befühlte sie die Finger mit den eingepprägten Nagelbetten, ohne dass der rauchende Mann es bemerkte. Das Kinn vorgereckt, starrte er zusammen mit dem anderen in die Nacht.

»Langsam! Planken! Wassergraben rechts!«, rief der Junge auf dem Trittbrett, sprang ab und lief neben dem Führerhaus her, und als der Fahrer nach einem klappernden Holzweg eine scharfe Kurve fuhr und so abrupt bremste, dass sie Rufe von Erschrockenen auf der Ladefläche hörte, ein weinendes Kind, umklammerte sie die Hand. »Und jetzt pass auf!«, sagte er und schaltete für einen Augenblick alle Scheinwerfer an. Der Schnee fiel dichter, die Wischer knarzten. »Hier ist dein Schloss!«

Erstes Kapitel

ROSEN

»Ihr war kaum zu helfen, fürchte ich, und vielleicht können Menschen mit einer besonders schmerzhaften Vergangenheit ja nicht anders: Sie betäuben sich in jedem Augenblick neu, und sei es mit Arbeit, denn sie wissen, dass sie mehr oder weniger verloren sind für das Künftige, das ungeachtet aller bösen Erfahrungen unser Zutrauen braucht, um zu gelingen. Immer ängstlich, mit unruhigen Augen und fliegendem Puls, bemühte sie sich zwar, es jedem recht zu machen, sich ›anständig‹ zu kleiden und ›ordentlich‹ zu frisieren; aber kaum wurde der Mond voller, stürzte sie sich mit allen Sinnen in das nächste Desaster, das ein Tanzabend sein konnte oder ein betrunkenes Gefummel hinter dem Kirmeswagen. Und es war ja wohl auch ein herber Triumph: Sich unter glühenden Girlanden der Enttäuschung, dem Verlust, dem Ende von allem hinzugeben, verlieh ihr eine nahezu spöttische Macht über die Flüchtigkeit jeder Freude.«

Dass Wolf, von dem dieser Briefauszug stammt, irgendwann etwas über seine Mutter schreiben würde, »meine kleine wilde Mutter«, wie er sie einmal am Telefon nannte, hatte ich erwartet. Nach einem langen Leben als Bibliothekarin, die viele Autoren auf unzähligen Vortragsabenden kennengelernt hat, weiß ich: Ein Schriftsteller verfügt selten über mehr als seine Biografie, und wenn er redlich ist, präsentiert er den Lesern nichts von dem,

was eigentlich jeder erfinden könnte, etwas Originelles womöglich; trostlos klug sind wir schließlich alle. Vielmehr schreibt er, was nur er schreiben kann: seine eigene, von den Echos und Schatten der Vergangenheit und dem Vorschein der Zukunft umschwebte Geschichte. Nur dann wird seine Sprache eindringlich werden und, so paradox das klingen mag, auch andere angehen. Oder wie es Richard, mein verstorbener Mann, viel lakonischer sagen würde: »Tell the story you know.«

Ein Buch über Elisabeth ... Dass sie ihr Leben für erwähnenswert gehalten hätte, bezweifle ich. Übertrieben bescheiden war sie zwar nicht, wollte durchaus etwas gelten, wie jeder Mensch, aber gleichzeitig fürchtete sie sich vor dem Augenmerk anderer. Zufriedenheit und alltägliches Behagen anstreben und dabei den Leuten so wenig wie möglich auffallen, das war das Wichtigste für sie. Sogar ihren eigenen Namen mit seinem melodischen Vokalprunk und dem eleganten Auslaut gab sie dafür preis; er klang in ihren Kreisen, in den Bierzelten und Tanzschuppen der Land- und Bergarbeiter, vermutlich zu auffällig oder gar zu edel; Liesel wollte sie genannt werden, allenfalls Lisbeth.

Wolf, zu dem ich seit seinem ersten Buch in Kontakt geblieben war, hatte mich auf der kleinen Feier zu meiner Pensionierung im Jahr 2000 um Briefe und Fotos gebeten, und während ich nach Erinnerungen an sie suchte, fand ich die Postkarte von Nanni Brüggemeier in einem Schuhkarton wieder. Sie hatte die Traueranzeige aus der »Neuen Ruhr Zeitung« mit einem kurzen, von dornigen Rosen umrankten Bibelzitat daraufgeklebt, und plötzlich wollte mir der Umstand, dass Elisabeth nicht einmal

ein Jahr nach ihrem Mann, nach Walter, gestorben war – ich hatte es sicher schon damals bemerkt, mit der Zeit aber vergessen –, wie ein nachträglicher Liebesbeweis vorkommen, trotz allem. Als hätte sie zuletzt etwas gutmachen und ihn nicht allein lassen wollen, wo immer er war. Auch auf der Trauerkarte stand übrigens Liesel, nicht Elisabeth.

Mein Vater hatte sie eingestellt, noch kurz vor seinem Tod. Überzeugt davon, dass das Marinekasino am Kieler Hafen, das er bewirtschaftete, den Tommys zufallen würde, hatte er bereits im März 45 heimlich nach Frauen gesucht, die Englisch sprachen und Erfahrungen im Service besaßen. Davon gab es einige unter den vielen Flüchtlingen in den Scheunen und Ställen des Gutes bei Bovenau, das meinem Schwager gehörte. Aber ich hatte unseren Vater ausdrücklich auf Elisabeth hingewiesen, nicht nur, weil die in Danzig auf der Mittelschule gewesen war, »Gone with the Wind« kannte, mein damaliges Lieblingsbuch, und in den Ferien als Kellnerin gearbeitet hatte. Mir gefiel ihre gutgelaunte Frechheit, ihre Schlagfertigkeit und, ich gebe es zu, mir gefiel ihr Freund.

Elisabeth Isbahner, die bald als Büfettkraft bei uns arbeitete, war vier, fünf Jahre älter als ich, aber nur wenig größer. Schlank oder mager waren zu der Zeit Frauen wie Männer, und dass sie niemand klein nannte, lag sicher an den keilförmigen Korksohlen, auf denen sie zwischen den Tischen oder hinter dem Büfett bediente. Sie hatte dunkelblaue Augen, leicht gewelltes tiefschwarzes

Haar und eine nicht sehr hohe Stirn, deren Falten über der Nasenwurzel ein kleines Quadrat bildeten, wenn sie grübelte oder befremdet war. Auf den Wangen und an den Ohrläppchen gab es damals schon hauchzarte, wie mit feinstem violetterm Stift gekritzelt Besenreiser, und die Länge der Nase hatte etwas Kurioses; sie überschattete die schmalen, nie ungeschminkten Lippen. Reckte sie aber das Kinn hoch und starrte einen aus ihren manchmal fast schwarzen Augen an, konnte sie durchaus einschüchternd wirken. Die Betrunknen nannten sie dann gerne »Zigeunerweib«.

Verblüffend groß und kräftig waren zudem die Hände dieser zarten Frau; man sah, dass sie aus einer Landarbeiter-Familie kam und selbst schon hart zugepackt hatte vor ihrer Flucht aus Westpreußen. Der Nagellack – nie hatte ich sie ohne das Korallenrot gesehen, auch nicht beim Melken auf dem Gut – sollte wohl davon ablenken, unterstrich es jedoch. Aber was man ihren Mangel an Schönheit nennen mochte, wurde letztlich überstrahlt von ihrer frischen Jugend und der schwungvollen Lebenslust, mit der sie sich über ihre Abgründe hinweghalf. Ihr breites Lächeln war trotz der seltsam grauen, mit Amalgam hinterlegten Zähne bezaubernd, das ganze Gesicht schien nur für dieses Strahlen gemacht zu sein, und sobald im Radio »Winke, winke« oder »Mir geht's gut« gespielt wurde, drehte sie es lauter und flötete mit.

In ihrem Aschenbecher neben der Kasse qualmte stets eine Zigarette, und auch wenn sie sich mit den Gästen an der Theke unterhielt, ließ sie den Saal, die dreißig Tische unter dem riesigen Steuerrad-Leuchter, nie aus den

Augen. Ohne dass sie es lernen musste, konnte sie instinktiv, was mein Vater »eine Kneipe lesen« genannt hatte; sie vergaß selten Namen, wusste genau, wer was trank, und schenkte die verschiedenen Schnäpse schon ein, ehe sie bestellt wurden. So hatte jeder bereits nach kurzem das Gefühl, ein Stammgast zu sein, ein besonderer zudem.

Am frühen Nachmittag gingen die Kellnerinnen in die Pause, und dann servierte sie auch selbst, und ich liebte diese Stunden vor dem Lärm des Abendgeschäfts, wenn die Sonne durch die bunten Oberlichter schien und die alte Standuhr vernehmlicher tickte. Unter den Bahnen aus rauchigem Licht saßen nur wenige Gäste und blättern in Zeitungen oder studierten Akten; Mirka, die weiße Katze des Hausmeisters, strich zwischen den Tischen herum und ließ sich kraulen, und oft hockte ich mich mit einer Limonade an den Tresen neben dem Telefon und machte dort meine Schulaufgaben.

In dieser Stille wurde besonders deutlich, dass Elisabeth niemals langsam oder gelassen ging, auch nicht, wenn keinerlei Hektik herrschte. Dass kleine Menschen ihre kürzeren Beine durch raschere Schritte wettmachen, ist in bestimmten Situationen plausibel. Aber sie ging auch in diesem »Stechgalopp«, wie meine Mutter das nannte, wenn nichts anderes zu tun war, als ein leeres Glas durch das leere Lokal zur Spüle zu tragen. Alles wollte sie immer rasch erledigen, wobei sie sich nie bemühte, das harte Tacktack ihrer Absätze auf den Dielen zu dämpfen; jeder sollte hören, wie dringlich ihr alles war und wie flott sie arbeitete. Und gab es für einen Moment nichts zu tun, blickten ihre kleinen Augen seltsam verloren ins

Leere, das schmale Gesicht erschlaffte, und ihr fiel nichts anderes ein, als sich schon wieder eine Zigarette anzustecken.

»Warum gehst du nicht in die Sonne, Luisa?«, fragte sie einmal an so einem Nachmittag, als ich mich gerade mit dem zähen Cicero abmühte, mit seinen Briefen an Atticus. Den Kopf in den Nacken gelegt, blies sie den Rauch in die Höhe. »Was willst du mit dem blöden Abitur? Wird der Abwasch dann sauberer?«

Ich grunzte leise, schüttelte den Kopf. »Und du? Hast du deine mittlere Reife gemacht, um hier Bier zu zapfen? Willst du nicht mal was Interessanteres anfangen?«

Sie pinselte einen Aschenbecher aus. »Warum sollte ich? Meinst du, woanders hätte ich's besser? Deine Mutter ist anständig zu mir, die Gäste mögen mich, und ich hab jedes Wochenende frei. Das finde mal in diesen Zeiten. – Was willst du überhaupt machen, wenn du die Schule hinter dir hast?«

Ich zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung, irgendwas mit Büchern, glaube ich. Vielleicht lerne ich mal Bibliothekarin.«

Elisabeth trank einen Schluck von ihrem Kaffee. »Ich glaub's nicht! Eine von diesen vertrockneten Bohnenstangen mit Halleluja-Zwiebel und Stempeltusche an den Fingern willst du werden? Also, einen Mann wirst du dann nicht abkriegen, das sag ich dir gleich! Oder nur so einen lurchigen mit Nickelbrille.«

»Na und? Will ich auch gar nicht!«

Sie lächelte ernst, fast traurig sah es aus, und zwinkerte mir zu. »Und ob du das willst, Kleine. Ich muss mir nur deine Locken und deinen Mund ansehen. In ein paar

Jahren wirst du das so sehr wollen, dass sich die Kerle in deiner Duftspur kloppen. Also genieße die Zeit, in der du noch Frieden hast und dir keiner an die Wäsche will. Räum die Bücher weg, und geh an die Luft! «

Nach der Kapitulation der Flensburger Regierung und der Verhaftung des Oberkommandos der Wehrmacht unter Admiral Dönitz durch die Engländer wurde die Marinekaserne, die das Bombardement Kiels fast heil überstanden hatte, kurzzeitig als Gefangenenlager für deutsche Offiziere genutzt. Tagelang war das Picken der Meißel zu hören, mit denen sie die Halbreiefs und steinernen Hakenkreuze über den Türen und Toreinfahrten entfernen mussten. Auch die Bilder und Büsten im Offizierskasino wurden zerschlagen, und einmal legte ein schottischer Wachmann ein Stück trübweißen Alabaster auf den Tresen, Hitlers Nase, und wollte dafür ein Bier.

Dem Kantinenpersonal war jeder Kontakt zu den Gefangenen verboten, die Fenster und Türen zum Hof wurden mit Bohlen vernagelt, Küchenabfälle mussten durch den Saal getragen werden. Ich mochte die englischen Soldaten, von denen einige ähnlich rote Haare hatten wie ich und die fast immer höflich waren und mich »Miss« oder sogar »Young Lady« nannten. Ich lernte, wie man körnigen Assam-Tee in Sahne vorquellen ließ, ehe man ihn mit dem Sieb zubereitete, und legte mir einen Vorrat verschiedener Jellys und »Cadbury«-Sokoladen an. In hauchdünnes Silberpapier waren die gewickelt, und ein älterer Sergeant riet mir einmal, es auf-

zubewahren, denn in England bekäme man für einen Zentner davon einen gut ausgebildeten Blindenhund.

Da dachte ich, er mache irgendeinen Witz, und sagte: »Aber ich brauche keinen Blindenhund!«

Doch er blieb völlig ernst, schlürfte seinen Tee und sagte mit einem Blick auf die Förde, wo noch Masten und Bugspitzen versenkter Schiffe aus dem Wasser ragten: »Nein, du nicht ...«

Leider wurden die Soldaten schon nach wenigen Wochen verlegt und die Kasernenflügel, zweigeschossige Ziegelbauten, grundrenoviert. Nun zog das neue Sozialministerium in die Räume, ordentlich gekleidete Frauen und Männer, von denen einige allerdings am Stock gingen oder einen Ärmel in die Jackentasche gesteckt hatten. Hier und da konnte man auch noch Quadratbärtchen auf den Oberlippen sehen, denn bevor Adenauer seinen berühmten Satz von dem schmutzigen Wasser gesagt hatte – man schütte es nicht aus, ehe man reines habe –, war er in Schleswig-Holstein Alltag: Ein Ministerpräsident und fast sein gesamtes Kabinett waren Mitglieder der NSDAP gewesen, die ersten Chefs der Kriminalpolizei kamen aus Himmlers SS, und ein Gauleiter, der in Riga nachweislich jüdische Bürger ermordet hatte, wurde vom Kieler Entnazifizierungsausschuss als »Minderbelasteter der Kategorie III« eingestuft und erhielt eine Pension.

Plötzlich roch es auf den Fluren nach dem Spiritus der Vervielfältigungs-Apparate, und den ganzen Tag war das Klappern von Schreibmaschinen zu hören. Die Kantine war nun sowohl für die Angestellten des Ministeriums als auch für Kieler Bürger geöffnet. Man konnte

frühstücken, immer öfter mit echtem Bohnenkaffee, und es gab billige Gerichte wie Labskaus oder Kohlrouten bis um zwanzig Uhr. Dann stellte sich Elisabeth auf ein kleines Weinbrandfass und läutete die Schiffsglocke über dem Tresen, poliertes Messing mit der Gravierung »Tirpitz« und »Für immer unvergessen!«.

Selten schien sie erschöpft zu sein nach der Arbeit – oder sie erlaubte sich die Müdigkeit nicht. Mit ihren Freundinnen Anne Breuers, einer Bäckereiverkäuferin, und Heide Rix, einer Tippkraft im Meldeamt, ging sie oft in die Innenstadt »bummeln« oder zu einer Tanzveranstaltung ins »Alhambra«. Einmal in der Woche traf sie sich mit anderen Frauen im Handarbeits-Zirkel der katholischen Franziskuskirche, um Kleider für Bedürftige zu nähen, und manchmal hockten wir auch zusammen vor ihrem Radio und hörten uns Krimis an, am liebsten im Dunkeln, weil dann das Knarren der Türen und das Knirschen der Scherben unter den Schuhen des Mörders gruseliger klangen.

Im Sommer, wenn es länger hell war, spazierten wir auch gern zum Hafen hinunter. Viele Häuser am Förde-Ufer waren noch rußige Ruinen, aber davor ankerten schon wieder die skandinavischen Fähren, mehrgeschossig und prachtvoll weiß, und die Violintöne der klassischen Musikstücke, die aus ihren Lautsprechern über das Wasser wehten, Sibelius oft oder Grieg, schnitten einem ins Herz. Auf den Werften wurden neue, zum Teil riesige Schiffe gebaut und für den Stapellauf mit Girlanden aus Immergrün geschmückt, und manchmal piffen uns die Arbeiter von den Gerüsten hinterher und johlten, wenn Elisabeth ihnen die Zunge zeigte.

Sie ließ sich nie einschüchtern von den Männern, jedenfalls nicht erkennbar, und gab ihnen »Kontra«, wie sie das nannte. Dabei verspannte sie sich durchaus, sobald uns betrunkene oder auch nur gutgelaunte Schauerleute auf dem Kai entgegenkamen. Dann stolperte sie schon über die kleinste Welle auf dem Weg, und wenn sie mir wie schützend einen Arm um die Schultern legte, hielt sie sich auch ein bisschen an mir fest. Aber letztlich kompensierte sie ihre Angst durch Frechheit oder besser, sie täuschte sich mit Frechheit über ihre Angst hinweg. Dabei hatte sie eine Schwäche für die Matrosen in den weißen Ausgehblusen und den blankpolierten Schuhen.

Während wir auf der Kaimauer saßen und ich an einer Lakritzschnecke knabberte, suchte sie sich einen aus, möglichst einen blonden, und starrte ihn mit gerunzelten Brauen an. »Mal sehen, wie hübsch wir heute sind ...«, murmelte sie dann, oder: »Los, in den verlieben wir uns jetzt!« Und schon hob sie das Kinn, blies sich eine Strähne aus der Stirn und rief: »He, was glotzt du so blöd! Willst du ein Passfoto?« – Und wenn der Betreffende erschrak oder gar rot wurde und kopfschüttelnd wegging, murmelte sie: »Mist, schon wieder ein Anständiger, ein Guter. Den kriegst du.«

Doch der eine oder andere setzte sich auch zu uns auf die Mauer, bot von seinen Zigaretten an und begann ein Gespräch. Besonders die englischen oder skandinavischen Matrosen waren nett und eigentlich nur froh, sich wieder einmal mit einer Frau unterhalten zu können nach den Tagen oder Wochen unter Männern auf See. Sie tanzten sogar mit ihr auf dem Asphalt, wenn